

MONIKA MAIFELD

Morgen ist  
es Liebe

ROMAN

KNAUR 

**Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.knaur.de](http://www.knaur.de)**



Originalausgabe September 2017

© 2017 Knaur Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit

Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Covergestaltung: herzblut02

Coverabbildung: chuwy/Istockphoto

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-65432-3

2 4 5 3 1

## 21. Dezember, Freitag

Die Nacht war kalt genug zum Sterben. Der Mann auf der Bank blickte auf die kleinen weißen Tabletten in seiner linken Hand, mit der rechten hielt er die Wasserflasche fest umklammert. Er würde einschlafen – und die Kälte würde den Rest erledigen ...

Seine Gedanken wanderten zu dem Kind, das nie die Chance gehabt hatte, geboren zu werden.

»Vergib mir«, flüsterte er, »ich wollte doch nicht ...«

Der Schmerz nahm ihm den Atem. Hörte diese Qual denn nie mehr auf?

Doch. Gleich. In wenigen Minuten.

Es war Dezember, spät am Abend, mitten im Weinberg; die Reben kahl; der fahle Mond, der langsam hinter den Wolken verschwand, zeichnete graue und schwarze Silhouetten in die Landschaft. Das Thermometer zeigte sieben Grad unter null, und seit einigen Minuten taumelten dünne weiße Punkte vom Himmel.

Der Mann hatte sich gut informiert: Heute Nacht würde es noch einmal richtig kalt werden, auch vereinzelte leichte Schneefälle waren angekündigt, und es gab eine Glatteiswarnung. Aber ab morgen hatte der Wetterdienst eine allmähliche Erwärmung prognostiziert und für die bevorstehenden Feiertage – in drei Tagen war Heiligabend – Plusgrade vorausgesagt. Man würde seine Leiche bald finden, spätestens am ersten Weihnachtstag, denn über die Feiertage kamen für gewöhnlich immer wieder Spaziergänger hier hoch – zu diesem

kleinen Aussichtspunkt über der Mosel, mit der Bank neben der kleinen Marienkapelle.

*Schließlich habe ich keine Lust, bis zur Schneeschmelze im Frühjahr hier herumzuliegen.* Bei diesem spontanen Gedanken verzog er kurz spöttisch den Mund.

Der Mann dachte noch einmal kurz nach: Er hatte alles geregelt, was zu regeln war.

In seinem Rucksack, der neben der Bank stand, hatte er die entsprechenden Schreiben und Papiere zusammengestellt: mehrere Verfügungen und Vollmachten, die Kanzlei betreffend – schließlich sollten seine Mandanten durch seinen Tod keine Nachteile erfahren – sowie das mit Ort und Datum versehene, handgeschriebene und unterzeichnete Testament, in dem seine persönlichen Dinge geregelt waren. Es trug sogar die Unterschrift zweier Zeugen – die Kassiererinnen im Supermarkt hatten sich dazu bereit erklärt. Ihre verwunderten Blicke waren ihm gleichgültig gewesen. Zuoberst im Rucksack lag der Reisepass, der seinen toten Körper als den von Dr. Martin Hallberg ausweisen würde. Man würde ihn also problemlos identifizieren können. Auch wenn das Passfoto, das einen gutaussehenden, etwa vierzigjährigen Mann mit kurzen, gewellten blonden Haaren, einem Kranz von Lachfältchen um die blauen Augen und einem zufriedenen, fast glücklichen Gesicht zeigte, nicht mehr allzu viel Ähnlichkeit mit dem bärtigen Mann auf der Bank aufwies, obwohl es noch nicht einmal ein Jahr alt war. Noch war nichts zu sehen von der Trauer, der Verzweiflung und dem Selbsthass, die den Mann heute umgaben.

Dr. Martin Hallberg, Rechtsanwalt aus München, gemeinsam mit seinem Bruder Inhaber einer florierenden Kanzlei, beliebt, geschätzt und geachtet. Das war er – das war er gewesen. Bis vor drei Monaten ... Bis ...

Martin sah auf den dunklen Fluss hinunter, der an dieser Stelle die Ländergrenze bildete. Gegenüber lag Deutschland, seine Heimat, das Land, in dem er einmal zu Hause gewesen war. Hier, auf dieser Seite, befand er sich in dem winzigen Großherzogtum, in dem Land, in dem er sich versteckt hielt. Versteckt vor denen, die ihn suchten. Versteckt vor denen, die ihn liebten.

Wie war er hierhergekommen bei seiner Flucht vor drei Monaten, der Flucht vor dem Geschehenen, der Flucht vor seiner Schuld?

Dunkel erinnerte er sich an die Beerdigung, an die vielen Menschen, die mitleidigen Gesichter, die tuschelnden Gaffer – an seine Panik, an das Gefühl: Weg hier, nur weg! Und dann war er gegangen.

Einfach losgelaufen, hatte keine Antwort gegeben auf Fragen, war denen ausgewichen, die ihn halten wollten, hatte nicht reagiert auf ausgestreckte Hände, auf Worte, auf Blicke, war einfach fortgegangen ...

Irgendwann hatte ihn ein Autofahrer mitgenommen.

Nur vage erinnerte er sich an die Nacht in einem Motel an der Autobahn, an einen anderen Autofahrer am nächsten Morgen, an das Ende der Fahrt hier in dem kleinen Moselort.

Dann war er – übermüdet und blind vor Kummer und Verzweiflung – irgendwelchen Spaziergängern gefolgt, den Hügel hinauf, bis zu diesem Aussichtspunkt.

Auf dieser Bank hatte er sich ausgeruht, erschöpft von seiner Flucht, neben ihm lag diese verschlissene, staubige Kappe, die wohl jemand hier vergessen hatte.

An der Kapelle hatte ein Dankgottesdienst unter freiem Himmel stattgefunden, wie jedes Jahr im Herbst, wenn in den Moselorten die Weinfeste gefeiert wurden. Daher auch die Menschengruppen, denen er gefolgt war.

Die ersten Geldstücke hatte er gar nicht wahrgenommen.

Erst als Metall auf Metall klirrte, hatte er den Kopf gehoben und die silbrig glänzenden Münzen und die vereinzelt Scheine in der Mütze gesehen. *Nein*, wollte er schreien, *ich bin doch kein Bettler! Ich bin doch ...!* Aber kein Laut kam aus seiner Kehle.

Die strahlende Septembersonne, die das bunte Laub der Weinstöcke aufleuchten ließ und das liebliche Flusstal mit Licht übergoss, öffnete die Herzen der Gläubigen, und sie zeigten sich großzügig im Angesicht der Gottesmutter. Immer wieder fiel etwas in die Mütze.

Plötzlich erschien es ihm als ein Zeichen.

Sollte das seine Buße sein? Ein Leben als Bettler? Nicht länger ein etabliertes, hoch angesehenes Mitglied der Gesellschaft, geschätzt und geachtet? Nicht länger einer, den die sogenannten Honoratioren der Stadt freundlich grüßten und der mit dem Oberbürgermeister per Du war? Stattdessen ausgestoßen und verachtet? In diesem Moment erschien es ihm gerecht, so schwer empfand er sein Versagen und die Schuld, die er auf sich geladen hatte.

Eine Kurzschlussreaktion in seinem Schock, das war es gewesen, sicher. Doch er hatte den Weg zurück nicht mehr gefunden, wohl auch nicht gesucht.

Er war in dem kleinen Land geblieben, bettelte tagsüber auf der Straße mit der gefundenen Mütze neben sich, übernachtete in einer billigen Pension, in der er sich ein Zimmer gemietet hatte, hungerte und fror, wurde beschimpft, getreten und vertrieben.

Aber dieses Leben als Bettler in diesen drei Monaten hatte seinen Schmerz nicht geheilt und seine Trauer nicht gemildert.

Vor allem aber hatte es die Fragen nicht verstummen lassen, diese Fragen, die in seinem Kopf hämmerten: »Wie konnte das geschehen?«, und: »Hätte ich es verhindern können?« Und

die schlimmste, die lauteste, die vorwurfsvollste von allen:  
»Warum habe ich es nicht wenigstens versucht?«

Er wollte sie nicht mehr hören. Er *konnte* sie nicht mehr hören.

Martin hob die Hand mit der Wasserflasche zum Mund und öffnete mit den Zähnen den Schraubverschluss ...

\* \* \*

Dr. Alexandra Novak, Internistin, 33 Jahre alt, schlank, hochgewachsen, klassisch schön mit regelmäßigen Zügen, einer geraden, wohlgeformten Nase und leicht schräg stehenden Augen über den hohen Wangenknochen: also eine erfolgreiche und attraktive Frau. Und trotzdem ...

Im ersten Semester hatte einmal ein von ihr verschmähter und zurückgewiesener Kommilitone auf einer Party plötzlich seine Erkenntnisse – schon lallend – zum Besten gegeben: »Wisst ihr eigentlich, was der Name Alexandra bedeutet? Ihr werdet es nicht glauben!« Insbesondere die männlichen Anwesenden hatten aufmerksam die Köpfe gedreht. »Ihr werdet es nicht glauben, aber der Name bedeutet ...«, er hatte noch eine effektvolle Pause gemacht und sich vergewissert, dass er die ungeteilte Aufmerksamkeit der acht anwesenden Mitstudenten hatte, »... das heißt übersetzt ...«, er hatte angefangen zu kichern, »... das kommt aus dem Griechischen und heißt übersetzt ...«, eine letzte Kunstpause, »... es heißt wörtlich: die, die die Männer abwehrt!«

Das schallende Gelächter und die hämischen Blicke hatten sie sehr getroffen, obwohl sie sich auch damals schon bewusst gewesen war, dass sie mit der ihr eigenen, etwas spröden Art Distanz schuf. Und ja, es lag an ihr, sie neigte zu kurz angebundenen, manchmal sogar schnippischen Antworten. Warum, wusste sie selbst nicht zu sagen. Es gab kein Ereignis,

kein Erlebnis, welches ihre scheue Sprödigkeit hätte erklären oder begründen können. Sie war einfach so.

Darüber hinaus erwartete sie von ihren Mitmenschen, dass diese genauso pflichtbewusst, diszipliniert und zuverlässig waren wie sie selbst. Aber das waren die wenigsten. Und auch die ließ Alexandra ihr Missfallen deutlich spüren.

So war die hämische Begeisterung der Kommilitonen damals leicht nachzuvollziehen.

Alexandra hatte die Party zehn Minuten später verlassen; sie hatte darauf verzichtet, diese wohl absichtlich falsche Interpretation ihres Namens richtigzustellen.

Dabei bedeutete Alexandra eigentlich: diejenige, die fremde (!) Männer abweist, die die Ihren (!) beschützt und verteidigt. Alexandra: die Verteidigerin, die Kämpferin – für die ihr Anvertrauten. Aber das hatte ja sowieso keiner der Anwesenden hören wollen.

Hätten allerdings ihre Patienten diese Bedeutung ihres Vornamens gekannt, sie hätten sicher zugestimmt.

Gerade heute hatte sie sogar auf ihr Mittagessen verzichtet, um genügend Zeit für ihre Patienten zu haben.

Denn der Tag hatte bereits grauenvoll begonnen: Sie hatte die computertomografischen Aufnahmen eines Patienten erhalten, und der Verdacht auf Lungenkrebs hatte sich bestätigt. Und das so kurz vor dem Weihnachtsfest – bei einem Familienvater mit zwei kleinen Kindern. Lange hatte sie mit sich gerungen, ob sie es dem Mann noch vor den Feiertagen sagen sollte. Vielleicht war es der letzte Heilige Abend, den die Familie zusammen feiern würde. War es richtig, die Familie unter dem Schutz einer gnädigen Lüge ein unbelastetes Fest verbringen zu lassen? Oder war die Ungewissheit nicht schlimmer als alles andere? Der Fall war auch keineswegs aussichtslos, denn der Tumor war im Frühstadium entdeckt worden, ein

klassischer Zufallsbefund. Alexandra hatte sich schließlich für die Wahrheit entschieden – und dann lange mit dem Ehepaar zusammengesessen, hatte alle Fragen beantwortet und versucht, Hoffnung und Zuversicht zu spenden, ohne zu lügen und ohne zu viel zu versprechen.

Die reguläre Sprechstunde hatte daher mit eineinhalbstündiger Verspätung begonnen, und die Patienten waren wegen der langen Wartezeit ungehalten gewesen; so kurz vor dem Fest waren sowieso alle gereizt. Alexandra hatte – angesichts des vollen Wartezimmers – ihre Mittagspause und damit auch das Mittagessen ausfallen lassen.

Genervte Patienten, ein leerer Magen und dazu im Hinterkopf die quälenden Zweifel, ob sie richtig gehandelt hatte: Das war so ein Tag, an dem Alexandra abends nur noch aus der Realität fliehen, in einem ihrer geliebten Märchenbücher schmökern und sich von den Geschichten aus aller Herren Länder in exotische und fantastische Welten entführen lassen wollte.

Und am wichtigsten war, dass die Geschichten eine Happy-End-Garantie hatten: Die Bösen erhielten ihre Strafe – und die Guten, also diejenigen, die es verdienten, errangen lebenslanges Glück.

»Du bist und bleibst eine Romantikerin, die auf ihren Märchenprinzen wartet«, hatte ihr vor kurzem verstorbener Vater sie oft geneckt. Und sich darüber amüsiert, wie wütend sie dann geworden war.

Romantikerin? Sie? Wirklich nicht. Sie brauchte keinen Märchenprinzen, sie brauchte überhaupt keinen Mann. Sie hatte ihre Erfahrungen gemacht. Das grandiose Scheitern des einen Beziehungsversuchs reichte ihr für den Rest ihres Lebens. So etwas würde sich nicht wiederholen. Sie war eine selbständige, unabhängige junge Frau; sie war glücklich mit ihrem Beruf, mit ihren Freunden, mit ihren Hobbys.

Meistens jedenfalls.

Jetzt allerdings, angesichts der drei Wochen Ferien, die vor ihr lagen, verspürte sie ein Gefühl der Leere und eine undefinierbare Traurigkeit, wenn sie sah, wie andere Menschen sich auf die Feiertage freuten. Sie würde die Weihnachtsferien bei ihrer Mutter verbringen, das war auch schön, aber dennoch ...

Dabei hatte sie diesen ersten Urlaub seit der Übernahme der internistischen Praxis in dem kleinen Ort an der Mosel vor etwa zweieinhalb Jahren bitter nötig, so erschöpft, wie sie war.

Sie musste nur noch diese Weihnachtsfeier hinter sich bringen.

Die Weihnachtsfeier war wie üblich von den Arzthelferinnen und Sekretärinnen der drei im Haus befindlichen Arztpraxen organisiert worden. Vor längerer Zeit hatte eine der Frauen die Idee eines gemeinsamen Essens aufgebracht, und seither feierten sie alle zusammen mehrmals im Jahr in der kleinen Pizzeria im Erdgeschoss des Ärztehauses. Die dadurch entstandenen persönlichen Kontakte hatten nicht nur für eine gute Atmosphäre im Haus gesorgt, sondern sich gelegentlich auch für die Patienten als von Vorteil erwiesen. Alexandra konnte und wollte sich dieser Verpflichtung nicht entziehen. Das war sie ihren Patienten einfach schuldig.

»... Turbinen, die mit einer Spitzengeschwindigkeit von vierhundert Stundenkilometern pilotiert werden. Ich weiß, das ist unglaublich!« Ihr Tischnachbar strahlte sie erwartungsvoll an.

Was hatte er gleich wieder gesagt? Alexandra bemühte sich um eine beeindruckte Miene.

»Das hätte ich nicht gedacht«, versuchte sie es mit einer möglichst neutralen Antwort.

»Ja, nicht wahr? Deshalb ist der Besuch eines speziellen Flugkurses für das Pilotieren von Jets auf jeden Fall zu empfehlen – den habe ich natürlich auch absolviert, obwohl ich sagen muss, dass ich die Maschine sozusagen schon intuitiv beherrscht habe. Aber wie meinte schon Curt Götz: Wer seine Talente als Gaben betrachtet und nicht als Aufgaben, ist ihrer nicht wert!«

Stolz blinzelte ihr Nachbar sie durch seine runde, randlose Brille an. Dr. Lamppricht – »mit zwei p bitte«, so hatte er sich vorgestellt – hatte vor kurzem die urologische Praxis von Dr. Hauser übernommen. Er redete nun bereits seit zehn Minuten, und ihm war nicht aufgefallen, dass Alexandra mit ihren Gedanken ganz woanders gewesen war. Ihr Gesichtsausdruck wechselte nun zu echter Verwunderung.

Wo konnten Piloten Jets fliegen, ohne vorher eine entsprechende Ausbildung durchlaufen zu haben? Glücklicherweise kam sie nicht dazu, diese Frage zu stellen, denn Dr. Lamppricht fuhr in seinen Ausführungen fort.

»Ich habe mich dann informiert, welche Hersteller die für den Modellflug geeigneten Miniturbinen herstellen ...« Er beendete damit unwissentlich und unbeabsichtigt, aber erfolgreich Alexandras Verwirrung.

Der Herr Kollege war also Modellflieger. Alexandras verzweifelte Suche nach einem möglichst interessiert klingenden Gesprächsbeitrag wurde glücklicherweise unterbrochen, als Kollege Halfer begann, seine Tischrede zu halten.

Während der redefreudige Dentist vergnügt die Anwesenden mit der Schilderung einiger mehr oder weniger erheitender zahnärztlicher Episoden des vergangenen Jahres beglückte, sah sich Alexandra unauffällig um. Da die meisten hier ihren Partner oder ihre Partnerin mitgebracht hatten, war der Kreis auf über dreißig Personen angewachsen, und so waren anfangs fast alle Plätze besetzt gewesen. Jetzt allerdings

zeigte das Fest erste Auflösungserscheinungen. Viele Plätze waren leer, denn die Raucher sammelten sich vor der Tür. In diesem Moment allerdings strömten sie geschlossen wieder herein, weil sie gehört hatten, dass eine Rede gehalten wurde, und behinderten damit die Kellnerin, die, ihnen entgegenkommend, einen Stapel schmutziger Teller in die Küche balancierte. Der Hauptgang war vorbei. Auf den Tischen befand sich das bei solchen Veranstaltungen zu späterer Stunde übliche Chaos: halbleere Sekt-, Wein- und Wassergläser, eine Reihe von Schnapsgläsern, zerknüllte Servietten, noch nicht abgeräumtes Besteck.

Auffallend lautes Lachen über eine kleine witzige Bemerkung des Redners zeugte von der nach gewissem Alkoholenuss steigenden Stimmung, und Alexandra registrierte bei einigen an den Tischen bereits sichtlich gerötete Gesichter. Auch der vortragende Dr. Halfer schien nicht mehr ganz nüchtern.

Alexandra selbst trank grundsätzlich keinen Alkohol, wenn sie anschließend Auto fahren musste. Sie hatte während ihrer Ausbildung im Krankenhaus zu oft mit angesehen, zu welch schrecklichen Konsequenzen das Fahren unter Alkoholeinfluss führen konnte. Aber sie hasste diese Blicke, mit denen man als Langweiler und Spielverderber abqualifiziert wurde, wenn man beim Zuprosten in geselliger Runde ein Glas mit Mineralwasser hob. Daher hatte sie schon zu Beginn des Abends die verständnisvolle Kellnerin diskret instruiert, damit diese ihr das Weinglas immer wieder unauffällig mit rotem Traubensaft füllte.

Sie entschied, den sozialen Verpflichtungen nun Genüge getan zu haben, und suchte den Blickkontakt zu Elisabeth, ihrer Arzthelferin. Aber Elisabeth, jung und jederzeit flirtbereit, stand halb erhoben an ihrem Tisch und beugte sich scherzend und lachend zu drei jungen Männern am Nachbartisch hinü-

ber. Ihre rotblonden Locken flogen, als sie mit einem Kopfschütteln auf eine Bemerkung reagierte, offensichtlich fröhlich und witzig, denn ihre Reaktion löste lautes zustimmendes Gelächter bei den sie anschwärmenden Tischnachbarn aus.

Alexandra bewunderte wie so oft, mit welcher Leichtigkeit Elisabeth auf Menschen zugehen, flirten und sich amüsieren konnte.

Dr. Lampricht sah die Sehnsucht in ihrem Blick. Aber er zog die falsche Schlussfolgerung.

»Ich würde mich freuen, wenn Sie mich einmal begleiten könnten«, flüsterte er ihr begeistert ins Ohr.

Überrascht wandte Alexandra ihre Aufmerksamkeit wieder dem Kollegen zu.

»Ich werde bedauerlicherweise kaum die Zeit dafür finden«, erwiderte sie und bemerkte erst dann, wie schroff ihr Ton geklungen hatte. Aber bevor sie mit einer kleinen Bemerkung dem Gesagten die Schärfe nehmen konnte, erhob der Redner, Dr. Halfer, seine Stimme.

»So wünsche ich Ihnen ein harmonisches Weihnachtsfest und ein wunderbares, zufriedenes und natürlich vor allem gesundes neues Jahr!«

Alle hoben ihre Gläser, prosteten zurück und murmelten mehr oder weniger laut die entsprechenden Antworten und guten Wünsche. Auch Dr. Lampricht hielt jetzt sein Sektglas in der Hand, um mit Alexandra anzustoßen.

Aber die hatte sich schon erhoben. Sie wollte sich unauffällig den Rauchern, die bereits wieder nach draußen drängten, anschließen.

»Auch Ihnen ein gutes Neues, leider muss ich gehen, ich wünsche Ihnen aber noch einen wunderschönen Abend!«

Bevor der Verblüffte reagieren konnte, hatte sie, kurz in Richtung der anderen Tische nickend, schon den Raum verlassen.

Dr. Lamppricht blickte ihr betrübt nach. Schade, dass sie schon ging – selten hatte er sich so gut unterhalten!

Und eine solche Schönheit war Dr. Novak mit ihrem ebenmäßigen Gesicht, den hohen Wangenknochen und den klaren, hellen Augen! Und sie trug einen eigenwilligen Zug um den Mund, der sie besonders reizvoll machte. Das war eine Frau nach seinem Geschmack! Und während sein Blick ihr noch folgte und er anerkennend auch die wohlproportionierte Figur registrierte, sah er vor seinem geistigen Auge bereits sich und Alexandra beim Modellflugwettkampf: er mit der Fernsteuerung in der Hand, sie ihn begeistert anfeuernd.

Er beschloss, den Kontakt zu dieser Kollegin unbedingt zu vertiefen.

\* \* \*

Martin hob den Kopf. Schade, die Wolken, die den leichten Schneefall gebracht hatten, verwehrten den Blick auf die Sterne. *Aber vielleicht kann ich sie gleich aus einer viel besseren Perspektive sehen?* Ein trauriges Lächeln huschte über sein Gesicht.

Plötzlich kam ihm ein Besuch der Münchner Sternwarte in Erinnerung, den er mit seinen Nichten gemacht hatte. Wie alt waren die beiden damals gewesen? Sieben und neun, und so begeistert! Die Kleine war außer sich vor Freude, weil sie durch das große Fernrohr die Ringe des Saturn hatte erkennen können. Und genau an dem Abend war die ISS über München geflogen, die hatten sie natürlich auch gesehen. Die Große hatte ihm Löcher in den Bauch gefragt: »Wie viele Menschen leben dadrin? Wie schnell fliegt die? Wo kriegen die das Essen her?« Und natürlich mit viel Gekicher: »Gibt's denn auch ein Klo da oben?« Martin musste bei der Erinnerung unwillkürlich lächeln. Wie froh war er über die Existenz

des Internets gewesen, wo er schnell – und zum Teil auch heimlich – die richtigen Antworten hatte recherchieren können.

Er würde die beiden nie mehr wiedersehen. Sie würden ihn sicher sehr vermissen.

Plötzlich ließ Martin die Hand mit der Wasserflasche sinken. So ging das nicht. Er konnte nicht einfach ohne einen letzten Gruß gehen. Er musste einen Abschiedsbrief an seine Geschwister und an seine Nichten schreiben ...

Seufzend stellte er die offene Wasserflasche neben sich auf die Bank; die Tabletten schob er vorsichtig in die kleine Brusttasche seines Mantels, der neben ihm als Kopfkissen auf der Bank lag. »Dann schlafe ich leichter ein«, hatte er gedacht, als er ihn ausgezogen und sorgfältig zusammengelegt hatte.

Er griff nach seinem Rucksack und wühlte darin: Die nicht mehr benötigten Umschläge und den Block mit dem Briefpapier hatte er ganz unten verstaut. Schnell ertastete er alles, was er brauchte, auch den Kugelschreiber und das Feuerzeug.

Dann legte er sich den Schreibblock auf den Oberschenkel und überlegte. Was sollte er schreiben? Das weiße Blatt Papier leuchtete in der Dunkelheit. Seine Hand mit dem Kugelschreiber zitterte – nicht nur vor Kälte.

»Liebe Irene, lieber Klaus«, begann er. Kurz knipste er das Feuerzeug an und kontrollierte die Schrift. Etwas krakelig zwar, aber man konnte es lesen.

Er ließ die Flamme wieder erlöschen. Wie konnte er ihnen die Frage nach dem Warum beantworten? Wie konnte er sie trösten?

Inzwischen zitterte sein ganzer Körper vor Kälte.

*Wenn ich mich nicht beeile, bin ich erfroren, bevor ich überhaupt die Schlaftabletten genommen habe*, dachte er sarkastisch.

Dann schrieb er – Wörter aneinanderreihend, immer schneller werdend, hastig, was ihm in den Sinn kam; zwei-

oder dreimal im Licht des Feuerzeugs das Geschriebene kontrollierend ...

\* \* \*

Alexandra zog erleichtert die Autotür hinter sich zu. Das war überstanden. Mit gerunzelter Stirn musterte sie kritisch die weißen Flocken, die auf der Windschutzscheibe schmolzen. Ob sie vielleicht doch lieber erst morgen früh fahren sollte?

Alexandras gemütliches Zwei-Zimmer-Apartment lag nur wenige hundert Meter von der Praxis entfernt. Aber seit dem plötzlichen Tod ihres Vaters vor knapp elf Monaten fuhr Alexandra häufiger zu ihrer Mutter ins elterliche Haus mitten in der Stadt Luxemburg. Auch die bevorstehenden Weihnachtsfeiertage wollte sie selbstverständlich bei ihrer Mutter verbringen und hatte ihr Kommen für den späteren Abend angekündigt.

Bei diesem Wetter wäre es aber wohl vernünftiger, erst morgen früh zu fahren. Eigentlich war sie auch schon zu müde.

Andererseits hatte sie in ihrem Apartment bereits alles für eine etwa zweiwöchige Abwesenheit vorbereitet: Der Kühlschrank war leer und ausgeschaltet; die Heizung etwas heruntergedreht; die nette Nachbarin von nebenan war informiert. Die würde sie herausklingeln müssen, damit sie sich nicht erschreckte, wenn plötzlich Licht in der vermeintlich leeren Wohnung zu sehen wäre. Sie schaute auf die Uhr. Gleich halb elf, um die Zeit schlief die Nachbarin meist schon. Sie müsste darüber hinaus auch ihre Mutter anrufen und sie informieren, dass sie erst morgen käme, allein schon wegen des Hundes. Die Mutter verließ sich darauf, dass sie, Alexandra, heute den späten Abendspaziergang mit ihm machen würde. Aber auch ihre Mutter war vielleicht schon zu Bett gegangen. Außerdem – und Alexandra merkte, wie sie unwillig das Gesicht

verzog – lief sie bei einem Anruf Gefahr, sich einen längeren mütterlichen Vortrag anhören zu müssen: »Fahr vorsichtig ... dass du aber auch so spät noch allein ... so gefährlich ... es muss doch irgendwo ein netter junger Mann ... wenn du nicht so wählerisch wärst ... du musst auch mal Kompromisse schließen ...«

So würde es immer und immer weitergehen, endend mit einer Aufzählung sämtlicher der Mutter bekannten ledigen Männer zwischen zwanzig und sechzig. Alexandra würde bei jedem einzelnen zum wiederholten Mal begründen müssen, warum dieser »doch so freundliche junge Mann« oder jener »wirklich gutaussehende reife Herr« für sie als Partner nicht in Betracht kam.

Alexandra seufzte unwillkürlich. Nein, eine Diskussion mit der Mutter über potenzielle Partner wollte sie jetzt nicht führen.

Sie würde heimfahren – es war ja nicht so weit: Das elterliche Haus lag mitten in der Stadt Luxemburg, knapp vierzig Kilometer von ihrer Praxis auf der deutschen Seite des Flusses entfernt. Die Fahrzeit betrug normalerweise etwa vierzig Minuten von dem kleinen Ort hier an der Mosel. Man musste über die Brücke – damit passierte man die Ländergrenze –, und dann waren es noch etwa fünfunddreißig Minuten bis nach Hause. Allerdings konnte man davon über zehn Minuten einsparen, wenn man direkt nach der Brücke die Abkürzung durch die Weinberge nahm, einen Schotterweg, der eigentlich nur für landwirtschaftlichen Verkehr zugelassen war, aber die kürzeste Verbindung zur Autobahn darstellte, die hinter den Hügeln direkt in die Hauptstadt führte. Manchmal kontrollierte die Polizei, und dann gab es eine kostenpflichtige Verwarnung. Die paar Euro waren zu verkraften, aber die Polizisten machten sich gern ein Vergnügen daraus, den gesamten Vorgang derart in die Länge zu ziehen, dass der Zeit-

verlust durch die Kontrolle auf jeden Fall die Zeitersparnis überwog. Aber heute Nacht war dieses Risiko gering, also legte Alexandra den Sicherheitsgurt an und startete den Motor.

\* \* \*

Martin faltete sorgfältig den Briefbogen zusammen und steckte ihn in einen Umschlag. Dann beschriftete er diesen – als ihm plötzlich klar wurde, dass er keine Briefmarke mehr besaß.

Es war keine mehr in seinem Rucksack, das wusste er. Ob die Menschen, die seine Leiche fänden, den Brief abschicken würden? Er konnte es nur hoffen. Da fiel ihm etwas ein. Er hatte gestern in der Schnellreinigung noch seinen Mantel reinigen lassen, denn er wollte mit sauberer Kleidung aufgefunden werden. Eine Sicherheitsnadel am Aufhänger hatte ihn, als er den Mantel wieder anzog, noch ein paar Minuten gekratzt, bis er sie bemerkte. Hatte er die nicht in seine Hosentasche gesteckt? Tatsächlich fand er nach kurzem Wühlen die kleine Nadel; mit ihrer Hilfe befestigte er einen Fünf-Euro-Schein und einen kleinen Zettel an dem Umschlag.

»Ich bitte Sie als den Finder dieses Briefes, eine Marke zu kaufen und den Umschlag abzusenden. Ich bitte Sie von ganzem Herzen, dies ist der letzte Wille eines Sterbenden!« Schnell hatte er diese Worte auf den Zettel geschrieben.

Seine Zähne schlugen nun heftig aufeinander. *Es heißt doch immer, Erfrieren wäre ein schöner Tod*, dachte er zynisch. Er wollte jetzt endlich die Schlaftabletten nehmen.

Plötzlich hob er den Kopf – hörte er da nicht ein Motorengeräusch? Martin kniff die Augen zusammen und spähte in die Dunkelheit hinter den hellen Flocken. Ein Licht zuckte zwischen den kahlen Rebstöcken. Offensichtlich fuhr jemand

auf dem Weinbergspfad, der genau an der kleinen Marienkapelle vor ihm entlangführte. Wer kam mitten in der Nacht und ausgerechnet zu dieser Jahreszeit hierherauf? Vielleicht eine Polizeistreife, die eine Kontrollfahrt durch die Weinberge machte? Oder jemand, der eine Abkürzung nahm?

Martin biss sich nervös auf die Lippen. Er konnte jetzt unmöglich die Schlaftabletten nehmen, das Risiko, zu früh gefunden zu werden, wäre definitiv zu hoch – und dieses Mal musste es einfach klappen! Am besten verbarg er sich hinter der Kapelle.

Schnell schob er den Briefumschlag in die Tasche des Mantels neben ihm auf der Bank. Wo war jetzt bloß der Verschluss der Wasserflasche? Er hatte ihn vorhin achtlos fallen lassen, er hatte nicht geglaubt, dass er ihn noch einmal brauchen würde.

Das Motorengeräusch wurde lauter, die Lichter der Scheinwerfer kamen näher.

Er musste sich beeilen – auch ohne diesen Verschluss. Er würde die Wasserflasche sorgfältig aufrecht halten, so dass möglichst wenig herausschwappte, denn ohne Wasser konnte er absolut keine Tablette schlucken, hatte es noch nie gekannt. *Der perfekt geplante Suizid: gescheitert an einem fehlenden Schluck Wasser*, dachte er, und das Absurde der Situation ließ ihn erneut spöttisch den Mund verziehen.

Einen winzigen Moment lang sann er dieser Erheiterung nach, aber das Auto war schon vor der letzten Kehre, nur noch wenige Meter von ihm entfernt. Er sprang auf und huschte – schon zu spät? – hinter die Kapelle.

\* \* \*

Alexandra blinzelte und versuchte vergeblich, ein Gähnen zu unterdrücken. Es war vielleicht doch ein Fehler gewesen, den Weg durch die Weinberge zu nehmen. Die kleinen Schneeflocken behinderten die Sicht, der Weg war steil und holprig, und es erforderte große Konzentration, den schweren Wagen durch die engen Serpentinien zu steuern. Aber gleich war sie oben, dann folgte noch eine scharfe Rechtskurve, und ein paar hundert Meter weiter mündete der Weg in die öffentliche Straße. Von dort waren es noch zwei Minuten bis zur Autobahnauffahrt – und weitere zehn Minuten später wäre sie zu Hause.

Bei dem Gedanken an ihr Bett drückte sie unwillkürlich etwas stärker aufs Gaspedal. Im Scheinwerferlicht sah sie schon links die kleine Kapelle, die genau an der Spitzkehre stand; hier fiel der Hang zur Mosel steil ab, und jetzt noch die scharfe Kurve nach rechts ... Plötzlich tauchte ein Schatten an der Seite auf, eine Bewegung! Unwillkürlich riss sie das Steuer nach links – doch genau hier war der Schotter außerordentlich locker, der Schneematsch besonders rutschig ...

Und dann war die nächtliche Stille dahin: knirschendes Metall, berstendes Glas, brechendes Holz – und dazwischen Alexandras Schrei.

\* \* \*

»Mr. Spock, was soll ich denn jetzt bloß machen?«

Martha Novak saß in dem breiten Ehebett und sah unglücklich auf den Brief in ihrer Hand.

Der kleine schwarze Hund, der neben ihrem Bett im Lichtkreis der Nachttischlampe lag, stellte die für die Namensgebung verantwortlichen Ohren hoch.

»Alexandra wird furchtbar wütend werden!«

Bei der Erwähnung des Namens sprang der Hund auf, raste durch die Schlafzimmertür und die Treppe hinunter.

»Nein, Mr. Spock! Komm wieder hierher ... Alexandra ist noch auf ihrer Weihnachtsfeier, die kommt erst später«, rief Martha.

Es dauerte einen Moment, bis das Tier langsam und zögernd, immer wieder den Kopf Richtung Haustür wendend, zurück ins Schlafzimmer trottete.

»Was machst du denn für einen Blödsinn? *Du* hast doch schließlich die Riesenohren ... du hörst das doch als Erster, wenn sie kommt«, tadelte Martha lachend den Hund, um sich dann wieder dem Brief zuzuwenden, den sie heute Morgen im Briefkasten vorgefunden hatte.

Mr. Spock verharrte unschlüssig neben dem Bett.

Martha zog sich die Lesebrille von der Nase.

»Wie stellt er sich das nur vor? Glaubst er, es ist genug Zeit vergangen, damit wir alles vergessen haben?«

Sie führte eher ein Selbstgespräch, aber Mr. Spock legte den Kopf schief und lauschte aufmerksam.

»Wir lassen ihn einfach nicht rein«, sagte sie. Mr. Spock wedelte mit dem Schwanz.

»Wir tun so, als wären wir nicht daheim. Was hältst du davon?« Mr. Spock wedelte heftiger.

Martha fuhr sich so energisch mit beiden Händen durch die Haare, dass einzelne Strähnen des vor dem Zubettgehen sorgfältig gebürsteten halblangen Bobs in alle Richtungen vom Kopf abstanden.

»Wo ich doch sowieso schon solche Angst vor diesem Weihnachtsfest habe«, sagte sie leise. Ihr Blick wanderte zu dem Foto eines älteren Mannes auf ihrem Nachttisch, das einen Trauerflor am Silberrahmen trug.

Der Hund winselte kurz und leckte ihr die Hand.

»Gut, dass wenigstens du da bist«, sagte Martha nach einer Weile und kraulte den Hund liebevoll hinter den Ohren. Mr. Spock legte testweise eine Pfote aufs Bett.

»Nein!«, sagte Martha streng, und der Hund zog die Pfote wieder zurück.

Martha wischte aus Gewohnheit über die Stelle, wo die Hundepfote gelegen hatte.

»Da hast du aber Glück, dass sie das nicht gesehen hat«, lachte sie, sorgfältig darauf achtend, den Namen ihrer Tochter nicht auszusprechen.

»Schau, da ist schon ein Haar!«

Sie schob die Lesebrille zurück auf die Nase und musterte das Corpus Delicti.

»Na ja, so lange Haare hast du nicht.«

Sie drehte es nachdenklich zwischen den Fingern.

»Ich werde auch immer grauer!«, stellte sie fest und runzelte missmutig die Stirn. Und dann, an das Foto gewandt: »Weißt du noch, wie du mir damals schon in deinem zweiten Satz ein Kompliment über mein glänzendes Haar gemacht hast? Wie poliertes Mahagoni sieht es aus, hast du gesagt. Und schau es dir jetzt an ... Ach, alles geht dahin ...«

Dann lachte sie kurz auf. »Nur die Pfunde, die kommen!«

Sie seufzte, als sie ihren Blick zurück auf das Papier in ihrer Hand lenkte.

»Ich werde mit ihr darüber reden müssen.« Der Hund lauschte aufmerksam, bereit, bei der geringsten Andeutung wieder zur Haustür zu rennen.

»Du wartest, ich weiß. Es tut mir leid, dass ich nicht mit dir rausgegangen bin. Aber ich dachte, wo sie doch heute noch kommt ... Sie geht ja immer viel länger mit dir spazieren. Aber jetzt ist sie bestimmt gleich hier, sonst hätte sie angerufen. Also, leg dich mal ruhig wieder hin – Platz!«

Zögernd, aber gehorsam ließ Mr. Spock sich auf dem flauschigen Bettvorleger nieder.

»Braver Hund«, lobte Martha.

Fünf Minuten später, nachdem Martha den Brief wieder

und wieder gelesen hatte, legte sie ihre Brille auf den Nachttisch, öffnete die Schublade, hob die zwei Bücher darin an, schob das Kuvert mit dem Brief tief darunter und schloss die Schublade mit einem kräftigen Ruck.

»Gute Nacht, Spocky«, sagte sie und knipste das Licht aus.

\* \* \*

Martin stand starr vor Schreck. Hilflos hatte er mit ansehen müssen, wie der große dunkle Wagen zuerst nur leicht nach links schlitterte, dann langsam seitlich über die Wegkante abrutschte, schließlich eine kleine Unendlichkeit auf seiner Längsseite gewissermaßen balancierend in der Luft hing, um sich dann unaufhaltsam Richtung Hang zu neigen. Bis er mit dem hässlichen Geräusch, wenn Stahl auf Stein trifft, aufschlug und, auf dem Dach liegend, Meter um Meter den Weinberg hinunterrutschte, eine Schneise der Verwüstung in den Reihen der Rebstöcke hinterlassend. Endlich, nach einer gefühlten Ewigkeit, blieb das Auto still liegen – nur wenige Meter unterhalb von ihm. Lediglich die Räder drehten sich noch in der Luft. So plötzlich, wie der Lärm eingesetzt hatte, so abrupt verstummte er auch wieder.

Aber jetzt war die Stille gespenstisch, bedrohlich ... und nicht vollkommen. Martin hielt die Luft an und lauschte angestrengt. Das leise Plätschern des auslaufenden Benzins klang heiter.

Martin löste sich aus seiner Erstarrung. Die eben noch so wichtige Wasserflasche ließ er achtlos fallen und begann, den Weinberg hinunterzuklettern. Er rutschte, stolperte und fiel, richtete sich auf, rutschte und fiel erneut. Die abgebrochenen Rebstöcke zerrissen ihm die Hose und zerkratzten ihm die Beine, aber er spürte es nicht. Endlich erreichte er das Auto. Er kniete sich auf den Boden und schaute in den Wagen. Die

Windschutzscheibe lag, in Tausende von Einzelteilen zersprungen, aber noch in ihrer Form erkennbar, im Weinberg. Durch die leere Öffnung sah er die Fahrerin, die, offensichtlich bewusstlos, kopfüber im Gurt hing. Der Benzingeruch biss ihn in der Nase.

Er rüttelte am Türgriff. Aber das Dach war zu stark eingedrückt und verformt, und die Tür ließ sich nicht öffnen. Er würde sie durch die Öffnung der Windschutzscheibe herausziehen müssen. Martin griff mit dem Arm in das Auto und ertastete den Sicherheitsgurt, er ließ seine Hand am Gurt entlanggleiten bis zur Schließe ... Er musste sich nur noch etwas strecken, er spürte den Druckmechanismus zum Öffnen, drückte – nichts. Er drückte erneut, fester. Wieder nichts! Das Plätschern wurde lauter, der Benzingeruch intensiver ... Es war zum Verzweifeln. Jeden Moment konnte sich das Benzin an einer heißen Stelle entzünden. Die Frau würde hilflos in ihrem Fahrzeug verbrennen. Martin legte sich flach auf den Boden, um tiefer in das Wageninnere greifen zu können. Er zog, presste und rüttelte, doch vergebens: Das Gurtschloss reagierte immer noch nicht. Der Kopf der Frau schwankte hin und her. Ein Stein drückte schmerzhaft gegen seine Rippen, und er spürte, wie der Schneematsch, in dem er lag, sein Flanellhemd durchnässte. Egal. Die Frau musste schnellstens heraus aus dem Auto! Wütend presste er die Finger gegen den Verschluss des Sicherheitsgurts – wieder und wieder. Vergebens. Gleich würden sie beide in die Luft fliegen. *Um mich ist es nicht schade, damit wird mir nur die Mühe abgenommen. Aber die Frau ...* Wenn er doch nur die Frau retten könnte. *Dann hätte mein Leben wenigstens irgendeinen Sinn gehabt.*

Verzweifelt sah er sich um. Gab es denn nirgendwo etwas Scharfes, mit dem er den Gurt durchtrennen könnte? In seinem Rucksack befand sich ein Messer, aber dazu müsste er den Hang hinauf- und wieder herunterklettern, und dann

konnte es schon zu spät sein. Erneut zog und zerrte er mit aller Gewalt, aber der Gurt gab keinen Millimeter nach. »Geh auf ... *Geh endlich auf!*«, schrie er verzweifelt. Er riss und zerrte – ohne Erfolg. »*Herrgott im Himmel, lass doch dieses verdammte Schloss aufgehen!*«

Später würde er noch oft an diesen Moment denken und sich wundern, sich fragen, wie er auf diese Gedanken gekommen war, Gedanken aus seinem tiefsten Inneren, unzensiert, nicht von der Ratio geprüft. Welches längst vergessen geglaubte, kindliche Gottvertrauen hatte ihn dazu gebracht, eine höhere Macht, Gott, um Hilfe zu bitten? Und wieso meinte er, eine »Gegenleistung« anbieten zu müssen? Wieso gelobte er – in Bruchteilen von Sekunden –, auf seinen Selbstmord zu verzichten, sein Leben nicht wegzuwerfen, mit seiner ganzen Qual weiterzuleben, wenn nur ..., ja, wenn nur Gott ihm gestattete, diese Frau zu retten?

Es war keine überlegte Entscheidung, es war ein Gefühl, es war wie: Entweder wir sterben beide, oder wir leben beide.

*Lass doch dieses verdammte Gurtschloss aufgehen!*

Und – mag es nun Gottes Hilfe gewesen sein oder die wütende Gewalt, mit der Martin immer wieder gegen das Schloss hämmerte – plötzlich sprang es auf, die immer noch Bewusstlose fiel aus dem Fahrersitz und mit ihrem ganzen Gewicht auf Martins Arm. Er schrie kurz auf, mehr aus Überraschung denn aus Schmerz, fasste sich jedoch schnell und griff auch mit dem anderen Arm ins Wageninnere. Es gelang ihm, ihren Oberkörper zu umfassen, und so zog er sie, so rasch er konnte, aus dem Wagen. Irgendwo blieb etwas hängen, Stoff wahrscheinlich, er zerrte und riss – dann gab etwas nach, die Frau stöhnte, und Martin fiel, mit ihr im Arm, nach hinten. Nichts wie weg!

Er richtete sich halb auf und zog sich den leblosen Körper über die Schulter. Mehr kriechend als laufend schleppte er

sich mit seiner Last den steilen Hang hoch. Einmal geriet sie ins Rutschen. Die Sekunden, die er brauchte, um sie erneut auf seinen Rücken zu zerren, kamen ihm vor wie eine Ewigkeit. Ein Duft von Maiglöckchen stieg ihm in die Nase, als er sie schulterte.

Endlich erreichte er keuchend die Kapelle und legte die immer wieder leise Stöhnende im Schutz der Mauer auf den Boden. Keine Sekunde zu früh: Ein Knall, eine helle Stichflamme – und das Autowrack brannte lichterloh.

Martin sah hoch, sein Blick traf die Marienstatue und blieb am Gesicht der Madonna hängen. Der Widerschein des lodernden Feuers belebte die hölzerne Schnitzerei – fast konnte man meinen, ein Lächeln über das Gesicht huschen zu sehen, während die Augen ihn unverwandt ansahen.

Martin konnte seinen Blick nicht abwenden, erst ein erneutes Stöhnen löste ihn aus diesem Bann. Er kniete sich neben die Verletzte. Blut sickerte aus ihren Haaren und lief in schmalen, dunklen Bahnen die Schläfe hinunter. Wieder stieg ihm ihr Duft in die Nase, ein zartes Parfüm, eine süße Frische ...

Unwillkürlich beugte er sich näher zu der Frau.

»Haben Sie Schmerzen? Bewegen Sie sich bitte nicht! Hören Sie mich?« Welcher Nationalität die Frau wohl angehörte? Ob sie Deutsch verstand?

Ihre Augenlider flackerten kurz, das war alles. Er musste Hilfe holen, aber wie und woher? Er besaß schon längst kein Handy mehr. Er würde in den Ort hinunterlaufen müssen. Quer durch den Weinberg war es nicht weit, vielleicht zehn Minuten, aber er wollte die Bewusstlose nicht einfach hier liegen lassen, allein, mitten im Wingert – unweit eines brennenden Autos. Wenn sie doch aufwachte! Wenn er wenigstens kurz mit ihr reden könnte, ihr die Situation erklären, sich vergewissern, dass sie verstand, was geschehen war ...

Er tätschelte ihr leicht die Wangen: »Hallo! Hören Sie mich?«

Keine Reaktion. Dann musste er wohl gehen. Aber er wollte sie wenigstens etwas vor der Kälte und dem Schneefall schützen. Er stand auf, holte seinen Mantel von der Bank, kniete sich neben die Frau und deckte sie sorgsam zu. Sanft wischte er einige Schneetropfen von ihrer Wange. Wieder dieser Duft!

»Hören Sie mich? Ich hole Hilfe! Ich komme wieder, haben Sie keine Angst! Es wird alles gut!« *Es hat keinen Zweck, sie bekommt nichts mit*, dachte er. Aber er irrte sich.

Mit viel Mühe gelang es Alexandra, die Augen einen Spalt weit zu öffnen. Sie hatte Schwierigkeiten zu fokussieren. *Doppelbilder, also Gehirnerschütterung*, dachte ihr medizinisch geschulter Verstand automatisch. Schemenhaft nahm sie einen knienden Schatten neben sich wahr. Das Gesicht konnte sie vor dem hell flackernden Hintergrund nicht erkennen. Aber seine Stimme war beruhigend und flößte ihr Vertrauen ein.

Jetzt wollte der Mann aufstehen. Sie griff mit beiden Händen nach ihm und packte ihn am Handgelenk. »Nicht weggehen«, stöhnte sie.

Martin kniete sich wieder hin.

»Hallo! Wie fühlen Sie sich? Tut Ihnen etwas weh?«

»Was ist passiert? Wo bin ich?«

»Sie hatten einen Unfall ... mit dem Auto ... hier in den Weinbergen. Haben Sie Schmerzen?«

»Ich weiß nicht, ich glaube, ich habe eine Gehirnerschütterung«, antwortete sie, ihre Stimme bebte. »Und mir ist so kalt.«

Martin sah, wie die Frau zitterte. »Ich decke Sie noch etwas besser zu«, sagte er.

Während er seinen Mantel fest um ihre Schultern stopfte und die leeren Ärmel rechts und links um ihr Gesicht dra-

pierte, um es etwas vor dem Schneetreiben zu schützen, fiel Alexandras Blick auf seine Handgelenke – selbst in dem flackernden Halbdunkel waren die breiten, frischen roten Narben deutlich zu erkennen.

*Suizidversuch, noch gar nicht lange her*, schoss es ihr durch den Kopf.

»Sie brauchen einen Krankenwagen. Ich gehe hinunter ins Dorf und hole Hilfe«, sagte der Mann. Sie spürte, wie er ihr zart einige Tropfen geschmolzenen Schnees aus dem Gesicht wischte und seine Hand dann sanft auf ihre Wange legte.

»Sie müssen keine Angst haben – ich lasse Sie nicht im Stich.«

»Ja«, flüsterte Alexandra matt und schloss die Augen.

»Haben Sie keine Angst«, wiederholte Martin. »Ich kümmer mich um Sie. Es wird alles wieder gut!« Er strich noch einmal den Mantel über ihr glatt und richtete sich auf.

Aber als er sich zum Tal wandte, sah er zum zweiten Mal an diesem Abend Lichter zwischen den Rebstöcken. In das Leuchten der weißen Scheinwerfer mischte sich das Blinken von Blaulicht. Ihm wurde klar, dass man im Tal die Flammen gesehen haben musste und nun die Feuerwehr unterwegs war, dass also Hilfe nahte ... Hilfe für die verletzte Frau ... Aber auch Polizei. Polizei, die ihn befragen würde. Polizei, die seine Personalien wissen wollte.

Schritt für Schritt ging er langsam und vorsichtig rückwärts und entfernte sich Meter um Meter von Alexandra. Durch die kahlen Rebstöcke konnte er unter den herannahenden Fahrzeugen den Krankenwagen erkennen – noch zwei weitere Schritte, und er verschwand hinter der Kurve ...

Die Geräusche der auf dem Schotter abbremsenden Fahrzeuge, das Türemschlagen, die lauten Rufe rissen Alexandra aus ihrem Dämmerzustand. Sie öffnete erneut mit Mühe die Au-

gen. Auf dem Weg standen hintereinander aufgereiht ein Streifenwagen, ein Feuerwehrauto und ein Ambulanzfahrzeug.

Die Feuerwehrleute arbeiteten schnell und routiniert. Schläuche wurden entrollt, Kommandos gerufen, ein Feuerwehrmann und zwei Männer aus dem Ambulanzfahrzeug eilten auf Alexandra zu.

»Hallo? Können Sie sprechen? Ist das Ihr Auto? Ist noch jemand drin? Wie viele Personen waren mit Ihnen im Auto?«

»Niemand ... niemand ... allein ... ich ...«

Die Männer beugten sich zu ihr hinunter.

»Haben Sie Schmerzen?« Während einer der beiden ihre linke Hand fasste und offensichtlich den venösen Zugang vorbereitete, legte der andere eine Alu-Rettungsdecke über sie.

»Nein, keine Schmerzen, wahrscheinlich aufgrund von Schock; leichte Unterkühlung und Verdacht auf Comotio cerebri«, erwiderte Alexandra, automatisch in den Fachjargon verfallend. Der Notarzt stutzte.

»Kollegin?«, fragte er.

»Internistin«, krächzte Alexandra. Sie sah sich suchend um.

»Wo ist der Mann?«

»Welcher Mann?«

»Na, der, der eben hier war – der Mann, der neben mir saß.«

»Hier war niemand, als wir kamen.«

\* \* \*

Als Martin in seinem möblierten Zimmer in der billigen Pension ankam, zitterte er wie Espenlaub, und ihm klapperten laut die Zähne. Obwohl ihn ein freundlicher Autofahrer ein paar Kilometer weit mitgenommen hatte, waren ihm immer noch zehn Minuten Fußweg durch das böige Schneetreiben geblieben. Das von Schneematsch durchtränkte Flanellhemd

klebte kalt an seinem Oberkörper, und die Hose war derart zerfetzt, dass sie ebenfalls kaum noch Schutz vor der eiskalten Luft geboten hatte.

Martin zog sich vollständig aus. Die Hose war nicht mehr zu retten. Er rollte sie zusammen und stopfte sie in eine Plastiktüte, sorgfältig darauf achtend, dass nichts von den daran haftenden Erdklumpen auf den Zimmerboden fiel. Das Hemd würde er erst einmal trocknen lassen, damit er die Erdreste abbürsten konnte – dann erst würde er es in die Wäsche geben. Er legte es über die Lehne des einzigen Stuhls hier in seinem Zimmer. Dann wickelte er sich in sein Handtuch und lief über den Flur zu der Gemeinschaftsdusche, deren Benutzung zwischen zehn Uhr abends und fünf Uhr dreißig morgens untersagt war, doch das war ihm im Moment egal – er brauchte jetzt unbedingt eine heiße Dusche.

Zehn Minuten später ließ er sich in seinem Zimmer müde, aber durchgewärmt auf dem wackligen Stuhl nieder und schaute sich resigniert um. Er hätte nicht gedacht, dass er diesen Raum noch einmal wiedersehen würde. Das graugelbe Licht der alten, vergilbten und fleckigen Deckenlampe verstärkte noch den schäbigen Eindruck. Mit den vierzehn Euro, die die Pensionswirtin pro Nacht verlangte, war das Zimmer eindeutig überbezahlt. Doch er hatte es damals genommen, weil die Gemeinschaftsdusche im Gang sauber und gepflegt und die tägliche Benutzung im Mietpreis enthalten war. Außerdem war die Wirtin in Bezug auf das Badezimmer sehr penibel; der Raum war – im Gegensatz zu den Zimmern – immer frisch geputzt und appetitlich.

Die Möbel dagegen waren billigster Kaufhausschrott, das Bett war alt und die Matratze durchgelegen, die Platte des winzigen Tisches mit Brandspuren von heißen Topfböden und im Aschenbecher vergessenen Zigaretten übersät. Obwohl Rauchen im Haus natürlich strikt verboten war.

Das Bettzeug war ebenfalls alt und verschlissen, doch das brachte er selbst jede Woche in den Waschsalon; er liebte sich sogar anschließend das Bügeleisen der Wirtin aus und bügelte die Bettwäsche, nicht ohne sich Ermahnungen anhören zu müssen, nur ja keine Löcher in die Bezüge hineinzubügeln oder in den Tisch zu brennen.

Bevor er am frühen Abend das Zimmer verlassen hatte, hatte er noch einmal durchgefegt, das Bett abgezogen, die Bettwäsche fein säuberlich zusammengelegt und eine kleine Notiz hinterlassen, dass er nicht zurückkehren würde und die Wirtin über das Zimmer verfügen könne. Auch seine restlichen Kleidungsstücke hatte er geordnet, zu einem Stapel geschichtet und ebenfalls mit einer Notiz versehen: »Bitte an die Kleiderannahme im Obdachlosenasyll weiterleiten.« Eigentlich hatte er die Sachen selbst dort abgeben wollen, hatte dies aber unterlassen, weil er befürchtete, die dort tätigen Helfer könnten seine Absicht erraten.

Nun erhob er sich, nahm beide Zettel und zerknüllte sie in der Hand. Aber er musste mit der Wirtin sprechen, weil er das Zimmer bereits zum Monatsende gekündigt hatte und wusste, dass sie schon zum 1. Januar einen neuen Mieter hatte. Er konnte nur hoffen, dass es im Haus noch ein anderes freies Zimmer für ihn gab.

Er würde also weiterleben – weiterleben *müssen*. Er hatte es versprochen, wem auch immer. Keine Erlösung von seiner Qual. Aber er hatte ein Menschenleben gerettet. Wie es der unbekanntenen Frau wohl ergehen mochte? Das viele Blut – ob sie schwer verletzt war?

Als er aufstand und anfang, sein Bett zu beziehen, sah er das Bild der geretteten Frau vor sich. Ihr verwirrter Blick fiel ihm ein, und etwas in seiner Brust zog sich schmerzhaft zusammen.

Es war ihm nicht bewusst, aber das erste Mal seit langer Zeit spürte er etwas, das stärker war als sein Schuldgefühl und seine Scham: Er sorgte sich um diese fremde junge Frau.

Als er im Bett lag und schon am Einschlafen war, meinte er plötzlich, in seiner linken Hand wieder die zarte Linie ihrer Wange zu spüren, so wie er sie gefühlt hatte, als er ihr die Schneeflocken vom Gesicht strich. Und während er in den Schlaf hineinglitt, wölbte er in einer unbewussten Geste seine rechte Hand ganz sanft über die linke Handfläche, schützend und sichernd, als könne er dieses Gefühl damit bewahren, ganz behutsam, wie ein Kind, das einen Schmetterling einen Moment lang in seiner Hand hält ...